



Erinnerungen

Luise Schweitzer, geb. Drost

16. 4. 1911 – 25. 10. 2007

Unsere Mutter stammte aus Werden, der Stadt an der Ruhr, die aus dem Kloster des hl. Ludger hervorging. Seine Gebeine ruhen in einer frühromanischen Krypta unter dem Altar der spätromanischen Probsteikirche, und die Werdener nennen sein über tausendjähriges Grabgewölbe „die Kluff“. Hier ist alles ernst und ursprünglich - und dieses Heiligtum prägte früh den Ernst von Mutters Religiosität.

Dagegen sagten ihr die barocken Festlichkeiten und Umzüge zu Ludgers Ehren, von denen sich viele zu einer oberflächlicheren Frömmigkeit verleiten ließen, ebenso wenig zu wie die mannhaft feuchtfröhlichen Gelage und ausschweifenden Altweiberfastnachten, die unter jungen Leuten ihrer Generation so beliebt waren.

Das lag wohl auch an den zwei unvereinbaren Wesenszügen, die ihre Eltern prägten, und mit denen sich ihre Tochter Luise auseinandersetzen musste:

Ihr Vater, Heinrich, ein Werdener Schreinerssohn aus einstmals niederrheinischem Beamtenadel, von dem er freilich nur noch den Namen Drost, d. h. Truchsess, weitergeben konnte, zeigte eine betont konservative Haltung. Und zwar deren damalige wilhelminische Sorte, der es auch keinen Abbruch tat, dass Heinrich sich im Manöver die Hüfte verrenkte, diese sich entzündete und er mit lebenslangem Gehschaden aus dem Militärdienst ausscheiden und beim Werdener Gericht mit einer Schreiberstelle versorgt werden musste. Dort wirkte er mit hohem Ansehen und geringem Einkommen, das er sich aber nebenbei als Versicherungsvertreter mehr als verdoppelte. So konnte die Familie gut bürgerlich leben und er auch noch seinem mit Eifer und Geschick betriebenen Fotografieren nachgehen.

Ihre Mutter war gegensätzlicher Natur: Pauline Christine Johanna Friederike Schäfer, Tochter aus einem Werdener Möbelgeschäft, war ein kleines, selbstbewusstes, schlagfertiges Persönchen, nannte sich kurzerhand Paula, und machte im just aufstrebenden Kaisers Kaffee-geschäft eine Handelslehre, und dies so perfekt, dass man ihr, als sie die Prüfung zur Gehilfin bestanden, die Gründung und Einrichtung einer Filiale in Heilbronn am Neckar auftrug. In ihrer Ehe mit Heinrich, der drei Kinder, Max, Luise und Ernst, entstammten, zeigte sie die gleiche resolute Entschlossenheit wie im Heilbronner Geschäftsleben; sie war und blieb der bestimmende Mittelpunkt, erst recht nach Heinrichs

Tod 1942, während des Krieges und auch in der Nachkriegszeit, und das unter den beengten Wohnverhältnissen im unsagbar durch Bomben zerstörten Ruhrgebiet.

Luise besuchte die von Nonnen geführte Marienschule in Werden; sie absolvierte nach Erlangung der Mittleren Reife auch deren Kindergärtnerinnenseminar und Frauenschule. Im Gegensatz zu ihren Brüdern war sie auf ihrem Bildungsweg erfolgreich, jedoch eine problematische Schülerin, die die allzu menschlichen Schwächen ihrer Lehrer und die unmenschlichen des sehr autoritären Schulsystems durchschaute und ihre frommen Verhüllungen bloßlegte, was ihr natürlich Feindschaften eintrug, sowohl von den Blamierten wie von deren kriecherischen Nutznießerinnen.

Gleichzeitig beobachtete sie die damals in Werden eingerichteten künstlerischen Zweige der Essener Folkwang-Schule und hätte gerne dort einen Mal- und Zeichenkurs belegt, was aber ihrem Vater wenig wünschenswert erschien. So blieb dieser Wunsch unerfüllt – und ihre Neigung zu bildhafter Gestaltung ohne Ausbildung, von gelegentlicher Mithilfe in Vaters Dunkelkammer abgesehen. Sie musste sich vielmehr in der Arbeitslosigkeit der späten 20-er und frühen 30-er Jahre trotz ihrer Befähigung zur Leitung eines Kindergartens, Hortes oder Heimes auf unbezahlten Praktikantinnenstellen der Stadt Essen in einem Kinderheim auf Borkum, dann in einem Kindergarten der Marienschwestern in Köln-Kalk, danach gegen ein Taschengeld bei freier Kost und Logis als Erzieherin in Familien in Köln-Kalk und Limburg durchschlagen.

In Limburg stand sie wie alle Zeit in diesen Jahren in regem Briefverkehr mit ihrer Mutter, und dieser brachte ihr, wenn sie ihre Briefe in den Postkasten vor der Parkstraße 7 einwarf, ihre ersten Begegnungen mit einem finster und bitter dreinschauenden jungen Mann aus der Parkstraße 9. Dessen Geschichte erfuhr sie bald: Er, Willi Schweitzer, ein Angestellter der Stadt, habe unlängst seine Frau bei der Geburt ihres ersten Kindes verloren und vergrabe sich nun in Aktenbergen und Fortbildungswerken, wenn er nicht sein Söhnlein Peter Paul im Kinderwagen ausfähre. Als sie ihm kurz darauf bei der Stadtverwaltung ihre Lohnsteuerpapiere vorlegen muss, ist sie ziemlich verärgert, wie umständlich er sie bedient; doch bald darauf schon hat sie ihre Stelle aufgegeben und kann sich für immer im Rathaus abmelden und nach Werden zurückkehren, weil sie sich nun doch noch um einen Studienplatz an der Folkwang-Schule bewerben will.

Umso mehr überrascht es sie, dass sie, nach Werden zurückgekehrt, dort von diesem seltsamen Gesellen einen persönlichen Brief erhält, auf den sie - natürlich sehr höflich - abweisend antwortet. Doch Willi

Schweitzer erweist sich als hartnäckig, zudem hat er bei Verwandten in Wuppertal einen Mantel liegen gelassen, und das bietet doch einen verständlichen Grund, zufällig mal in Werden vorbei zu schauen und – vielleicht von ihr geführt - diese schöne Stadt kennen zu lernen ...

Nun steckte im Schicksal Willis solche Tragik, dass Luise ihn schlecht abweisen konnte, und die zwei oder drei Tage, die Willi in Werden blieb, brachten die beiden einander näher. Das letztlich entscheidende Gespräch fand in der Essener Gruga statt, und so lange Mutter eine eigene Wohnung hatte, hing dort ein Bild dieser Gartenanlage an wichtiger Stelle.

Wie nur konnte es zu dieser plötzlichen Einigung kommen? „Vernünftige“ sahen den Witwer mit Kind und die schöne, junge Frau und machten sich je nach Gutdünken ihren Vers auf die unerwartete Wendung.

Das aber waren Lösungen des Rätsels vom Kopfe her. Was in Wirklichkeit die Herzen der beiden näher gebracht, blieb verständlicherweise der Umgebung und auch der Familie verborgen. Erst jetzt, nach Mutters Tod, fanden wir in ihrem Nachlass ein Bündel Briefe aus den Monaten zwischen jenem ersten Brief und der Heirat im August 1934, fein geordnet nach Zeit und gegenseitigem Wechsel, und die lesen sich wie eine schöne, aber auch ernste Liebesnovelle. Fast ohne Bezug zu äußeren Gegebenheiten gehen darin die Beiden aufeinander zu, entdecken sich dem anderen und den anderen für sich, und klären ihre Vorstellungen von einer gemeinsamen, glücklichen Zukunft.

Natürlich gab es in der Stadt das Geunke, eine solche rasche Verbindung enthalte zu viele sie auf die Dauer gefährdende Elemente und könne keinen Bestand haben. Und als Peter Pauls mütterliche Verwandten das „selbstverständliche Angebot“ unterbreiteten, ihn auf ihre Kosten in einem Waisenhaus zu versorgen, lehnte das Luise empört ab; vielmehr verband sie von Anfang an ihr Schicksal mit beiden, Willi und seinem Kind, und heiratete beide, wie sie oftmals im Ernst scherzte. Das war ein großes Glück für alle Beteiligten, zu dem dann 1936 Günter hinzukam, dazu noch anderthalb Jahre des beruflichen Aufstiegs und eine Wohnung am Südrand der Stadt mit wogenden Getreidefeldern unmittelbar vor den Fenstern und Türen.

Erste Schatten zeigten jedoch schon gegen Ende 1936 die Wende zur familiären Katastrophe an: Willi erlitt des Nachts eine Darmblutung und musste sich in einer riskanten Operation eine Geschwulst aus dem Dickdarm entfernen lassen, deren Beschaffenheit keine Zweifel an ihrem bösartigen Charakter zuließ. Luise erfuhr dies zwar, nicht jedoch, dass die Geschwulst bereits gestreut habe und Willis Leben deshalb kurzfristig enden werde. Dazu starb Willis Vater Jean in den ers-

ten Tagen des neuen Jahres 1937 nach einer erfolglosen Magenkrebsoperation.

Luise versuchte sich tapfer und mit dem ihrer Mutter abgeschauten Optimismus gegen die die Familie bedrohende schwarze Wand zu stemmen. Letztlich vergeblich; nach einer Kur Willis in Bad Mergentheim traten bald Leberbeschwerden auf, die nach der Jahreswende 37/38 so unerträglich wurden, dass die Ärzte zu einer Röntgenbehandlung rieten, sechs Wochen in der Uni-Klinik Frankfurt durchgeführt, bis Willi im März 1938 starb. Er hatte sein 31. Lebensjahr nicht vollendet, und Luise stand noch in ihrem 26.

Als sie vom Sterbebett ihres Mannes nachts von der Klinik zurück zum Bahnhof ging, überquerte sie auf dem Eisernen Steg den Main. Dabei empfand sie, dass die große Brücke unter ihren Schritten bebte und schwankte und sie hoch und herunter schleuderte – oftmals erinnert in den folgenden Jahren ihres langen Lebens.

Noch fast 70 Jahre sollte dies Leben hiernach währen, in denen sie tapfer zu ihren beiden Kindern stand, ihnen Freude und Glück und eine gute, herzlicher Religion zugewandte Erziehung und Ausbildung zu vermitteln trachtete. Die veränderte Lebenslage brachte zunächst Entbehrungen und lange Jahre sehr bescheidener Lebensführung, aber später auch Großmutterfreuden, Reisen und in den letzten Jahrzehnten eine Rückkehr zu ihrem Jugendtraum, dem Malen. Dies alles ist von ihrem Verwandten- und Bekanntenkreis wahrgenommen und bewundert worden, aber dies war - leider - kein ungewöhnliches Frauenschicksal und wurde ähnlich vielen Frauen und Müttern ihrer Generation abverlangt, wenn auch vielleicht nur von wenigen so gut wie von ihr gemeistert.

Davon haben wir, Peter Paul und Günter, profitiert. Sie hatte Angst um uns, als der Krieg ausbrach, und knüpfte ältere Verbindungen zur Leitung eines privaten Kinderheimes in Oberstdorf an, ging dort für ein halbes Jahr in Stellung – und wir erlebten einen phantastisch schönen Herbst und Winter im Hochgebirge des Allgäu. Zurück in Limburg begannen bald die Luftangriffe, vor denen sie uns schützen wollte, und wir verbrachten einen weiteren Sommer mit herrlichen Erlebnissen in Oberstdorf und noch 1943 ein weiteres Sommerhalbjahr in den Kärntener Bergen bei Eltern eines Frontkameraden ihres Bruders Ernst.

Das letzte Kriegsjahr waren wir in Limburg und erlebten die Luftangriffe alle mit; für uns Jungen waren das höchst spannende und interessante Zeiten. Ein Glück war nur, dass sie nicht von allem erfuhr, in das wir unsere vorwitzigen Nasen steckten; aber was ihr Nachbarn, die ihre Sorge und Angst um uns ja kannten, berichteten, reichte aus,

sie ständig in Nöten zu halten. Dazu kamen die immer häufigeren und immer längeren Tag- und Nachtzeiten, die sie mit uns in den zu Bunkern umfunktionierten nassen Bergwerkstollen im Tal Josaphat verbrachte, wo wir auch das Kriegsende und den Einzug der Amerikaner erlebten.

Ungewöhnlich war auch ihr Verhalten gegenüber der Öffentlichkeit: In den Willis Tod folgenden Jahren entfaltete der Hitlerstaat seine satanische Herrschaft, dessen Verführungen sie nicht erlag und dessen Unmenschlichkeiten sie niemals beipflichtete, ja im schmalen Rahmen ihrer Möglichkeiten widerstand. Noch 1944 wehrte sie sich in einem Brief an den Bannführer der Limburger HJ gegen dessen die Religion verunglimpfende Reden vor 10-jährigen Pimpfen des Jungvolks.

Aber auch manchen Entwicklungen der Nachkriegszeit stand sie reserviert gegenüber und machte – als fleißige Zeitungsleserin – oft genug ihrem Unmut durch gepfefferte Leserbriefe Luft. Briefe waren überhaupt ihr eigenstes Metier, und dieses wusste sie so souverän zu handhaben, dass einmal ein Leserbrief an die FAZ, in der sie die Ehre der Stiefmütter verteidigte, unmittelbar neben einer Zuschrift des einstigen Bundespräsidenten Theodor Heuss abgedruckt wurde.

Eine so selbständig denkende Frau wollte, als sie älter wurde, natürlich so lange wie möglich selbstbestimmt und eigenständig leben. So konnte sie ihren 90. Geburtstag noch in ihrer eigenen Wohnung feiern, freilich unterstützt durch die Familien ihrer Söhne und ihrer Nachbarin Hilde Schermoly. Als diese Hilfen nicht mehr ausreichten, zog sie zunächst für zwei Jahre zu ihrem Sohn Günter in eine kleinere, aber eigene Wohnung, und, als dann zwei Jahre vor ihrem Tode ihre Altersbeschwerden professionelle Hilfe erforderten, ins Altenheim St. Josef in Elz. Sie gewöhnte sich dort rasch ein und nahm trotz zunehmender Schwächen bis in die letzten Monate noch gerne am Gemeinschaftsleben des Heimes teil.

So war unsere Mutter, und wir waren immer stolz auf sie und bleiben von Herzen dankbar ihre Söhne

Peter Paul und Günter